Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit = Revue suisse de travail social

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziale Arbeit

Band: - (2017)

Heft: 21-22

Artikel: Professionalismus als Ursache einer "politischen Krise" der Sozialen Arbeit? : Kommentar zum Beitrag von Epple und Kersten

Autor: Schallberger, Peter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-832419

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Debatte / Débat

Peter Schallberger

Professionalismus als Ursache einer «politischen Krise» der Sozialen Arbeit? Kommentar zum Beitrag von Epple und Kersten

Auf die neoliberale Transformation des Sozialstaats habe, so Epple und Kersten (2016) in ihrem Artikel «In der Sackgasse: Soziale Arbeit zwischen Professionalität und Professionalismus» die Soziale Arbeit in höchst inadäquater Weise reagiert. Von einer Solidarisierung von Sozialarbeitenden und deren Verbänden mit den Verlierer*innen der aktivierungspolitischen Wende sei in den zurückliegenden Jahren wenig zu spüren gewesen. Auch die in die Professionsausbildung involvierten Vertreter*innen der Disziplin hätten mit ihrer Expertise höchst selten auf die jeweils laufenden sozialpolitischen Diskussionen Einfluss zu nehmen versucht. Statt sich für die von Prekarisierung, Ausgrenzung und Stigmatisierung Betroffenen zu engagieren und den individualisierenden Verantwortungszuschreibungen des neoliberalen Diskurses sozialwissenschaftlich begründete Argumente entgegenzuhalten, seien sie in erster Linie mit sich selber beschäftigt gewesen. Dominant von eigenen Statusinteressen geleitet hätten sie, statt auf der politischen Bühne aktiv zu werden, eitle Debatten darüber geführt, ob und inwiefern es sich bei der Sozialen Arbeit um eine Profession und um eine Disziplin handle. Ihr Gebaren sei mit demjenigen vergleichbar, das zu historisch früheren Zeiten auch schon andere Berufsgruppen – etwa die Vertreter*innen der heutigen Schulmedizin – an den Tag gelegt hätten, als es ihnen darum ging, in den Genuss status- und einkommensmässiger Privilegien zu gelangen. Ideologisch abgesichert etwa durch das Argument, man leiste ja einen ganz besonderen und strukturell einzigartigen Dienst am Gemeinwohl, gehe es bei den Kämpfen um die Anerkennung als «Pro-

fession» letztlich immer nur darum, andere – insbesondere Laien – aus den entsprechenden Praxisfeldern herauszudrängen, Deutungs- und Handlungsmonopole zu errichten und sich – einem ständischen Muster folgend – jegliche Fremdkontrolle vom Leibe zu halten. Dass sich dieser «Professionalismus» mittlerweile auch in der Sozialen Arbeit breitgemacht habe, sei für die Verlierer*innen der neoliberalen Wende gleich doppelt fatal. Nicht nur könnten sie nicht länger damit rechnen, dass sich Sozialarbeitende in politischen Kampagnen und Aktionen mit ihnen solidarisierten. Auch das sozialarbeiterische und sozialpädagogische Handeln selbst sei mittlerweile durch das Professionalismus-«Dispositiv» korrumpiert. Richteten die Praktiker*innen der Sozialen Arbeit ihr Handeln nämlich an Status- und Geldinteressen aus, sei es für sie nicht mehr länger funktional, Hilfe zur Selbsthilfe zu leisten. Es müsse ihnen dann vielmehr darum gehen, ihre Adressat*innen dauerhaft von sich abhängig zu machen.

Verantwortlich für den um sich greifenden Professionalismus sind gemäss Epple und Kersten allerdings nicht primär die Praktiker*innen der Sozialen Arbeit und deren Berufsverbände, sondern das in die Berufsausbildung involvierte Personal an den Fachhochschulen. Dieses setze sich aus zwei Gruppen zusammen: einerseits aus ins akademische Feld gleichsam hochgeschwemmten ehemaligen Dozierenden der Höheren Fachschulen, andererseits aus Ausgesonderten des *universitär*-akademischen Betriebs. Wenn auch aus entgegengesetzten Gründen sei der akademische Status beider Gruppen labil. Dies eine sie in dem kompensatorischen Bestreben, die Soziale Arbeit zu einer «Disziplin» und den sozialarbeiterischen Beruf zu einer «Profession» zu hypostasieren. Es erstaune deshalb nicht, dass es in ihren Lehrveranstaltungen, Forschungen und Publikationen nicht mehr an erster Stelle um Fragen der Sozialpolitik, der Armut, der Prekarisierung, der sozialen Ungleichheit und sozialen Ausgrenzung gehe, sondern dominant um Fragen der disziplinär-wissenschaftlichen Identität der Sozialen Arbeit. Mit diesem Professionalismus, der durch individualistische Statuserwägungen motiviert sei, müsse jetzt Schluss sein. Er verhindere «eine kritische und solidarische Ausrichtung von Professionalität» am Wohle der Adressat*innen.

Es trifft wahrscheinlich zu, dass sich Praktiker*innen der Sozialen Arbeit, deren Berufsverbände sowie das akademische Personal an den Fachhochschulen in den zurückliegenden Jahren eher wenig offensiv in sozialpolitische Debatten eingemischt haben. Auch an der Beobachtung, dass Soziarbeitende den «Angriffen auf ihren Beruf, die Sozialhilfe und deren Adressat*innen» gegenwärtig «beinahe wehrlos ausgeliefert» seien,

ist sicherlich etwas dran. Den von Epple und Kersten vorgelegten Erklärungsversuch – die Absenz auf der politischen Bühne sei auf einen von Status- und Geldinteressen geleiteten Professionalismus zurückzuführen – erachte ich indes für wenig plausibel. Epple und Kersten verkennen meines Erachtens, worum es in den aktuell geführten Debatten zur Professionalität sozialarbeiterischen und sozialpädagogischen Handelns tatsächlich geht. Im Zentrum dieser Debatten stehen nicht Statusfragen, sondern Fragen, um deren Beantwortung eine professionelle Praxis, die sich radikal in den Dienst ihrer Adressat*innen stellt, schlicht nicht herumkommt: Wie lässt sich vermeiden, dass in sozialarbeiterischen und sozialpädagogischen Arbeitsbeziehungen Hilfe in Bevormundung umschlägt? Welches insbesondere bezugswissenschaftliche Wissen ist den Studierenden zu vermitteln, wenn es diesen in ihrer künftigen Praxis gelingen soll, die Moralismen, Psychologismen und Ökonomismen des Alltagsdenkens zu überwinden und Situationseinschätzungen sozialwissenschaftlich informiert vorzunehmen? Wie lässt sich dieses Wissen in der Praxis konkret nutzbar machen, wenn dessen Einsatz nicht auf eine klassifikatorische Stigmatisierung oder gar Pathologisierung des Gegenübers hinauslaufen soll? Welche eigenständigen Methoden des diagnostischen Verstehens braucht die Soziale Arbeit, wenn sie sich in ihren Deutungen vom individualpathologisierenden Mainstream der Testpsychologie und der Psychiatrie sowie von den individualisierenden Verantwortungszuschreibungen des neoliberalen Polit- und Alltagsdiskurses dezidiert abgrenzen will? Was hat während des Studiums auf der Ebene der professionellen Habitusbildung zu geschehen, wenn die Adressat*innen Sozialer Arbeit vor Entgleisungen, Diskreditierungen, Diffamierungen und Übergriffigkeiten – seien diese sadistischer, sexueller, dirigistischer oder autoritär-paternalistischer Natur –, die sehr wohl *auch* von Praktiker*innen der Sozialen Arbeit ausgehen können, geschützt werden sollen? Was haben Hochschulen zu leisten, damit Studierende im Rahmen ihrer Professionsausbildung hinreichend die Gelegenheit erhalten, ihre Sensibilität für die Diversität von Lebenswirklichkeiten und für die ungleiche Verteilung von Entwicklungs- und Teilhabechancen weiter zu schärfen?

Nebst Fragen, die sich auf eine förderliche und ermächtigende Ausgestaltung der Arbeitsbeziehungen im professionellen Alltag beziehen, werden in den aktuellen Professionalitätsdebatten des Weiteren Fragen erörtert, deren Beantwortung eine Auseinandersetzung mit den gesetzlichen, behördlichen und organisationalen Rahmenbedingungen sozialarbeiterischen und sozialpädagogischen Handelns als unabding-

bar erscheinen lässt: Ist unter Zwangsbedingungen die Erbringung professionalisierter Hilfeleistungen – von Hilfeleistungen also, die seitens der Adressat*innen tatsächlich als ermächtigend und gewinnbringend erlebt werden können – überhaupt möglich? Befördern die im Zeichen eines *New Public Management* insbesondere seitens der Sozialbehörden vorangetriebenen Standardisierungs- und Normierungsbestrebungen tatsächlich die Qualität der erbrachten Hilfeleistungen, oder führen sie nicht gerade umgekehrt zu einer – für die Adressat*innen fatalen – Deprofessionalisierung und Technokratisierung sozialarbeiterischen und sozialpädagogischen Handelns? Ist es für Sozialarbeitende überhaupt möglich, situationsadäquate Hilfeleistungen zu erbringen, wenn sie sich durch behördliche oder organisationale Weisungen gleichzeitig genötigt sehen, dem Gegenüber aus einer autoritär-obrigkeitlichen Kontrollhaltung heraus zu begegnen? Wäre die Hilfefunktion Sozialer Arbeit nicht systematisch von Kontrollaufgaben zu entkoppeln? Oder weiter: Stellen die hauptsächlich von Betriebswirt*innen ausformulierten Qualitätsmanagement-Handbücher tatsächlich die richtige Antwort auf die Frage dar, wie man den Anstaltsgeist und den Anstaltsmief aus der Praxis derjenigen Einrichtungen Sozialer Arbeit herausbringt, die ursprünglich tatsächlich als Versorgungs- und Disziplinierungseinrichtungen gegründet wurden?

Die Geschichte der Sozialen Arbeit ist nicht nur eine Geschichte des solidarischen oder karitativen Engagements für Minderprivilegierte, Benachteilige, Diskriminierte und Ausgegrenzte oder eine Geschichte der Bereitstellung von Hilfen zur Selbsthilfe für diejenigen, die zu den Verlierer*innen kapitalistischer Modernisierungsdynamiken gehörten. Die Geschichte der Sozialen Arbeit ist *auch* eine Geschichte vielfältigster Formen der paternalistischen Bevormundung, der anstaltsförmigen Sonder- und Spezialbehandlung, der deautonomisierenden Normalisierung und der autoritär-pädagogischen Disziplinierung von Menschen, die gesellschaftlich als dissozial, auffällig und schwierig oder als nicht hinreichend rechtschaffen, anständig oder normal diffamiert, diskreditiert und stigmatisiert wurden. Als zum Wohle ihrer Klient*innen, Adressant*in oder Insass*innen agierend, haben in der Geschichte der Sozialen Arbeit ihre Praxis durchaus nicht selten auch Hilfeeinrichtungen ausgewiesen, in denen Diskreditierungen, Übergriffigkeiten und Integritätsverletzungen fester Bestandteil eines als zielführend hingestellten «Methoden»-Repertoires waren. Angesichts dessen vermag ich beim besten Willen nichts Eitels, Regressives oder gar Anrüchiges darin zu erblicken, wenn sich einerseits Professionelle und andererseits Disziplinenvertreter*innen der

Sozialen Arbeit gegenwärtig vertieft – und unter Bezugnahme auf interaktionistische und strukturanalytische Denkmodelle aus der Professionssoziologie – mit der Frage auseinandersetzen, was Professionalität bei der Gestaltung von Arbeitsbeziehungen bedeutet und welche Entgleisungen in diesen auftreten können. Die Unterstellung, es gehe in diesen Debatten um Strategien der Mehrung von Status und Reputation oder sie seien dadurch motiviert, dass die Diskutant*innen selber von Statusängsten geplagt würden, erachte ich für widersinnig und falsch. Wenn Sozialarbeitende auf der Strasse oder in den Medien Gesinnungspflege betreiben, indem sie sich lautstark mit ihren Adressat*innen solidarisieren, im professionellen Alltag indes zu Methoden und Praktiken greifen, die auf deren Infantilisierung und Bevormundung hinauslaufen, dann ist diesen nicht wirklich geholfen.

Dass Epple und Kersten in ihrer Argumentation auf den konflikttheoretischen Ansatz der Professionssoziologie Bezug nehmen, erachte ich für einen Fehlgriff. Allzu leicht vernebeln macht-, konflikt- oder inszenierungstheoretische Ansätze den Blick auf das, was in den untersuchten Diskursen tatsächlich verhandelt wird. Da mag eine Kontroverse noch so vielstimmig sein, sich noch so konsequent am diskursiven Prinzip des zwanglosen Zwangs des besseren Arguments orientieren oder noch so redlich darauf ausgerichtet sein, zum Wohle der jeweiligen Adressat*innen den *State of the Art* einer Profession einer kritischen Dauerproblematisierung zu unterstellen. – Viel zu oft vermögen konflikt-, macht- oder inszenierungstheoretisch argumentierende Professionsoziolog*innen an ihrem Gegenstand letztlich nur das zu erkennen, was sie aus einer nicht kritischen, sondern kritizistischen Haltung heraus bereits *a priori* unterstellen: dass alle inhaltlichen Argumente einen die wahren Motive ideologisch verschleiernden Charakter besitzen oder dass hier Machenschaften im Gange sind, die auf die Erlangung oder Absicherung von Status, Macht und geldmässiger Privilegien ausgerichtet sind. Zweifellos haben konflikttheoretisch gerahmte Forschungsarbeiten in der Vergangenheit einen eminent wichtigen Beitrag zum Verstehen von Professionalisierungsdynamiken etwa in der Medizin oder der Psychiatrie geleistet. Was im Feld der Sozialen Arbeit gegenwärtig geschieht, hat indes mit dem, was diese Arbeiten in durchaus nachvollziehbarer und bisweilen auch schockierender Weise aufzeigen, eher wenig zu tun. Wenn beispielsweise Berufsverbände der Sozialen Arbeit bessere Arbeitsbedingungen für ihre Mitglieder fordern – tiefere Fallzahlen beispielsweise oder grössere Gestaltungsfreiheiten bei der individuellen Fallarbeit –, dann tun sie dies wohl an erster Stelle aus der Erfahrung heraus, dass es unter den gegenwärtigen Arbeitsbedingungen immens

schwierig ist, die Leistungen der Sozialen Arbeit ausreichend auf die Besonderheiten des je individuellen Gegenübers abzustimmen.

In den abschliessenden Betrachtungen kommt der von Epple und Kersten eingeschlagene Argumentationspfad den Argumentationspfaden derjenigen politischen Kräfte, die professionalisierte Formen der Hilfeleistung am liebsten gleich ganz abschaffen oder die entsprechenden Stellen lieber durch Laien oder reines Verwaltungspersonal besetzt sehen möchten, gefährlich nahe. Ihre Argumentation droht in einen schnöden Antiakademismus und eine ziemlich unbedachte Infragestellung des Sinns einer akademisierten Professionsausbildung abzudriften. Aus der Geschichte der Sozialen Arbeit sollte mittlerweile hinlänglich bekannt sein, dass eine – qua Selbst- oder Fremdzuschreibung – «richtige» Gesinnung auf Seiten der Hilfeleistenden, und mag diese Gesinnung ethisch oder religiös noch so aufwändig untermauert sein, die Adressat*innen der Hilfeleistung höchst unzureichend davor schützt, zu Opfern übelster Diskreditierungen und Integritätsverletzungen zu werden. Es ist ein Spiel mit dem Feuer, den Sinn einer akademisierten Professionsausbildung einfach mal schnell in Frage zu stellen, um daran anschliessend beherzt fordern zu können, die Soziale Arbeit habe sich, nunmehr als eine soziale Bewegung, gleichsam neu zu erfinden. Mag es im akademischen Feld, also auch an den Fachhochschulen für Soziale Arbeit, noch so viele Irrläufe und Eitelkeiten geben; der Sinn eines Studiums ist immer noch der: Es soll befähigen, adressat*innenbezogene Situationseinschätzungen differenzierter, solider und sozialwissenschaftlich informierter vorzunehmen, als dies der durchschnittliche Laie tut; es soll befähigen, professionelle Arbeitsbeziehungen in einer Weise auszugestalten, die förderlich für das Gegenüber sind und dessen Teilhabechancen verbessern; es soll in die Lage versetzen, die strukturellen Hintergründe individueller Problem- oder Krisenlagen zu erkennen und begrifflich zu benennen; und es soll befähigen, die diversen, mitunter auch zweifelhaften Methodenangebote, die im Feld der Sozialen Arbeit herumgeistern, kritisch – beispielsweise auf die ihnen zugrundeliegenden Prämissen hin – auszuleuchten und gegeneinander abzuwägen.

Mir leuchtet an der Argumentation von Epple und Kersten nicht ein, weshalb das Bemühen um eine Professionalisierung der Sozialen Arbeit den politischen Kampf gegen ungleiche Chancen, Armut und Ausgrenzung unterminieren soll. Dass auf der politischen Bühne Wortmeldungen seitens der Sozialen Arbeit selten sind, hat meines Erachtens nichts mit einem vermeintlichen «Professionalismus» zu tun. Es wäre eher zu fragen, wie die konstatierte «politische Krise» der Sozialen Arbeit mit aktuellen Tendenzen

der Bürokratisierung und Technokratisierung in etlichen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit zusammenhängt; mit Entwicklungen also, denen in zumindest einigen der laufenden Professionalitätsdebatten ja gerade Gegensteuer zu geben versucht wird.

Literatur

Epple, Ruedi & Kersten, Anne (2016). In der Sackgasse: Soziale Arbeit zwischen Professionalität und Professionalismus. In: *Schweizerische Zeitschrift für Soziale Arbeit* 19/20.16, S. 107–131.